

Zur Erforschung und Bekämpfung von Vorurteilen: Der Islam und Muslime in Österreich (eine Zusammenfassung)

Bert G. Fragner

Von allem Anfang an bestand in einer Sache einhellige Übereinstimmung: Das Ustinov-Institut, das ja grundsätzlich der Erforschung und Bekämpfung von Vorurteilen gewidmet ist, hat zur rechten Zeit ein hochaktuelles Thema aufgegriffen und dazu eine Tagung gestaltet: Die Religion des Islams und die Muslime.

Diese Einhelligkeit wich allerdings sehr bald einer die Diskussionsfreude sehr anregenden Vielfalt von Meinungen. Einigen Teilnehmern war es deutlich am Herzen gelegen, das Problem der Vorurteilkritik vor allem an Hand der vielfältigen Schwierigkeiten zu behandeln, die sich aus dem Anwachsen der muslimischen oder muslimisch geprägten (um genau zu sein: oder der in der Öffentlichkeit so erscheinenden) Gemeinschaften und Gruppen innerhalb unserer österreichischen oder europäischen „Mehrheitsgesellschaften“ ergeben. In den Augen anderer wurde das aber so nicht unbedingt gesehen: Sie neigten eher dazu, globale Überlegungen ins Gespräch zu bringen. Von dieser Globalisierung des Gesprächs war es dann nur mehr ein kleiner gedanklicher Schritt bis zur Erhebung der kritischen Frage, welche Erscheinungsformen des Islams denn nun tolerabel und welche mit den „europäischen Werten“ unvereinbar seien? Damit liefen zwar weniger die ReferentInnen, sehr wohl aber die TeilnehmerInnen an den lebhaften Plenardiskussionen stets Gefahr, Vorurteile, die vielleicht soeben dekonstruiert worden waren, im Handumdrehen wieder aufzubauen. Dieses Verhalten war weniger riskant, als sich das in dieser kritischen Bemerkung anhören mag: Die lebhafteste Anteilnahme auf Seiten von Teilen des Publikums war stets von dem ernsthaften Bemühen darum gekennzeichnet, sich nicht auf die Ebene von Vorurteilen zu begeben.

Es ist rückblickend auffällig, dass in den Referaten überwiegend die Rahmenbedingungen von Vorurteilen und vor allem ihre gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen ausgeleuchtet wurden, weniger jedoch die Inhalte der bestehenden Vorurteile im Einzelnen. Das hätte möglicherweise zu Erschütterungen führen können. Ich stelle diese Vermutung deshalb an, weil ein Referat über Vorurteile von der anderen Seite her, also Vorstellungen darüber, was Muslime über „den Westen“ denken mögen, den weiteren Verlauf der Konferenz und der sie umrahmenden Gespräche stärker beeinflusst hatte, als erwartet worden war. Ich möchte daher bei einigen Thesen dieses Referats kurz verharren.

Es ging bei dieser Frage nicht um konkrete Vorurteile von in Österreich lebenden Muslimen gegenüber ihrer „Wirtsgesellschaft“, sondern um ein

eher globales Phänomen. Nach Katajun Amirpur sehen sich viele Muslime dieser Welt, in ihrer Diktion „die Muslime“ insgesamt, dem „Westen“ gegenüber in einem benachteiligten Zustand. Große Teile herkömmlich muslimisch besiedelter Lande sehen sich in wirtschaftlicher, politischer und kultureller Hinsicht als vom „Westen“ dominiert, immer wieder übervorteilt und in nicht wenigen Fällen sogar militärisch akut bedroht. Das daraus resultierende Gefühl von weltweiter, mit ungerechter Behandlung kombinierter Ohnmacht ist sicherlich eine andauernde Herausforderung an programmatische und ideologische Vorstellungen, die sich darauf versteifen, weltweit durchgesetzten westlichen Standards entgegen auf eigene, islamisch basierte Konzepte zu insistieren.

Bei diesen westlichen Standards handelt es sich um Werte, die der iranische Präsident Ahmadi-Nejad in seinem jüngsten Brief an George W. Bush als weltgeschichtliche Versager gebrandmarkt hat: „Liberalismus“ und „Demokratie“. Wir kennen den Originaltext leider nicht, können uns aber einigermaßen darauf verlassen, in der Interpretation dieser beiden Begriffe nicht fehl zu gehen. „Liberalismus“ schließt aus der Sicht Ahmadi-Nejads nicht nur die schrankenlose Freiheit wirtschaftlich potenter Machthaber ein, sondern auch westliche Permissivität, Freizügigkeit – eine Eigenschaft, die wir eher als „Libertinage“ bezeichnen mögen. Auch die „Demokratie“, aus der Sicht nicht weniger außereuropäischer Kritiker eher ein Jonglieren mit Verfahrensregeln als ein die Freiheit optimierendes politisches System, scheint für Ahmadi-Nejad wohl vor allem mit dem Makel ungezügelter Freizügigkeit behaftet zu sein – ein Konzept also, dem sich „der politische Islam“ entgegen stellt. Diese Betrachtungsweise ruft widersprüchliche Reaktionen hervor. Wenn das Staatsoberhaupt einer Islamischen Republik Derartiges behauptet, kann denn dann „der Islam“ überhaupt noch mit westlicher Demokratie kompatibel sein?

Spätestens mit dieser Frage zeichnet sich die inhaltliche Vielfalt des Begriffs „Islam“ ab. Selbst dort, wo politische Programme Verteidigung, Erhaltung und Ermöglichung islamischer Lebensweise zum Ziel haben, mag die Antwort auf die Frage der „Demokratie-Kompatibilität“ ganz anders aussehen, vor allem in den Fällen, in denen ein „autochthone, europäischer Islam“ gefordert wird.

Ein Beispiel für Letzteren bieten die rechtlich anerkannten Sprecher der Muslime in Österreich. Wie Omar Al Rawi verdeutlichte, geht es ihnen vor allem darum, bei grundsätzlicher kultureller Einpassung in österreichische Standardverhältnisse Möglichkeiten zu schaffen und den eigenen Anhängern zu vermitteln, ein angepasst definiertes „islamisches Leben“ als österreichischer Durchschnittsmensch zu führen. Das linguistische Medium der Instruktion und der Kommunikation solle die deutsche Sprache sein. Die solchermaßen Gestalt annehmende körperschaftliche Vertretung wäre letztlich gar nicht mehr eine „multi-kulti-hafte“ Bereicherung des einheimischen Standardlebens, sondern einfach Bestandteil desselben.

Das ist sicherlich ein interessantes Konzept und knüpft theoretisch an ein Programm an, das in einem anderen europäischen Land zur Zeit intensiv von muslimischen Theologen und von religiös Interessierten (vor allem von Jungen) diskutiert wird: in Bosnien. Eine derartige Haltung dient dort durchaus auch als Gegenposition zu aus Saudi-Arabien importierten Ideen und Bewegungen, die eher die Angleichung andersartiger islamischer Lebensweisen an ihre eigenen – einschließlich der möglichst weitreichenden sprachlichen Arabisierung – zum Ziel haben. Es ist interessant, dass derartige Forderungen nach „nationalen (und mithin regierungsnahen) Islamem“ auch in anderen Ländern geäußert werden.

Übertragen auf Österreich bedeutet das allerdings bei näherem Hinsehen nicht unbedingt das Gleiche wie in Bosnien. Der Aufruf zum Aufbau und zur Einrichtung eines gesetz- und regelkonformen Islam bedeutet ja nicht wie im Falle etwa bosnischer Muslime (oder auch in Ländern wie Usbekistan, Teilen Russlands etc.) die lineare Modernisierung bereits bestehender einheimischer Traditionen, sondern impliziert vielmehr die Forderung nach der Aufgabe bisheriger traditioneller Lebens- und Glaubensstile! Was soll das heißen? Ein wichtiger Teil der in Österreich lebenden Muslime stammt aus der Türkei. Selbst wenn sie schon in der zweiten oder dritten Generation hier leben – wer sich selbst als Muslim beschreibt, versteht sich überwiegend nicht nur als einer bestimmten, hierzulande herkömmlich und kulturell nicht sehr tief eingewurzelten Religion zugehörig, sondern auch einer ganz bestimmten kulturellen Gruppe, nach deren Bräuchen und Sitten diese Religion gelebt wird. Innerhalb dieser kulturellen Gruppe gibt es auch strikte Abgrenzungen – eventuelle Konflikte oder wenigstens Distanzierungen können daher ohne Weiteres aus dem Ursprungsland hierher mitgebracht worden sein und werden dann hier weiter „gepflegt“. Solange solche Konflikte eher politischer Natur sind, kommt kaum jemand auf die Idee, sie „dem Islam“ zuzuschreiben, wie etwa die vielfältigen Differenzen zwischen Türken und Kurden. Aber im Falle des latenten Konflikts zwischen sunnischen Muslimen und sogenannten „Aleviten“, einer sich aus der islamischen Theologie herleitenden mystisch-gnostischen Religionsgemeinschaft (übrigens mit klaren Affinitäten zu säkularen politischen Verhältnissen!), sind wir geneigt, eher den religiösen Konflikt im Vordergrund zu sehen, obwohl auch hier die Spannungen zwischen Türken und Kurden hineinspielen, ohne damit deckungsgleich zu sein. Auf jeden Fall handelt es sich bei der Aleviten-Problematik um ein überwiegend Menschen aus dem Herkunftsland Türkei betreffendes Thema.

Analoge, auch sehr viel konkretere Beispiele mögen veranschaulichen, dass scheinbar allgemein „islamische“ Probleme bei näherer Betrachtung sehr gruppenspezifisch sind. Dabei gibt es noch eine zusätzliche Komplikation: Nicht nur Angehörige der Mehrheitsgesellschaft sprechen verallgemeinernd von „den Muslimen in Österreich“. Auch viele Sprecher derselben befolgen diese Sprachregelung. Dafür gibt es unterschiedliche Motive:

Die einen mögen für sich in Anspruch nehmen, tatsächlich im Namen aller „Muslime“ zu sprechen. Andere vergrößern vielleicht ihr diskursives Gewicht, wenn sie ihre Aussagen nicht auf ihre eigene ethnische oder nationale muslimische Gruppe beschränken. Sehr oft reflektieren Muslime, wenn sie in Österreich über konkrete, den „Islam“ betreffende Fragen reden, solche, die ihre jeweilige eigene Gruppe und deren spezielle religiöse Themen betreffen, ohne sich selbst darüber allzu sehr dessen bewusst zu sein, wie sehr sie dabei partikulare, nur sie selbst betreffende Gegenstände aufgreifen. Ein aktuelles Beispiel in Wien: Eine Privatschule, als Volks- und Hauptschule anerkannt, steht im Verdacht, eine Reihe von Vorschriften und Regeln nicht einzuhalten. Unter anderem geht es dabei um arabischsprachige Lehrer, deren Deutschkenntnisse ungenügend zu sein scheinen. Unsere öffentliche Publizistik (in diesem Fall die „Presse“ vom 20. Mai 2006) subsumiert das Phänomen als „islamisch“. Bei Befragung des Schulleiters und der Schulträger würde wohl auch vor allem der islamische Charakter der Schule betont werden. Vieles spricht dafür, dass es sich um eine (überwiegend?) arabische Schule handelt. Die statistisch für Österreich wesentlich relevanteren Bosnier, Kosovaren, Türken etc. sind also von dieser Causa wahrscheinlich gar nicht betroffen, was weder die Schulsprecher, noch die innerösterreichischen Berichterstatter so artikulieren – die einen nicht, weil sie damit ihren Vertretungsanspruch eingrenzen müssten, und die anderen nicht, weil ihnen die Unterschiede zwischen Arabisch, Türkisch, Albanisch und Bosnisch (und Persisch, Indisch, Malaiisch, Berberisch, Kurdisch und Gott weiß welche Sprachen und Ethnien) gleichgültig sind – es ist zu befürchten, dass Letzteres nicht auf Unwissenheit schlechthin, sondern vor allem auf Gleichgültigkeit dem gegenüber beruht, was sich unmittelbar vor ihnen abspielt.

Immerhin bestehen aber eine Reihe von amtlichen Verbindlichkeiten darüber, dass es für Kinder aus der Türkei – unabhängig von der inneren ethnischen und religiösen Differenzierung – öffentlich anerkannten Religionsunterricht durch aus der türkischen Republik entsendete Lehrer gibt, nicht selten parallelisiert durch türkischen Sprachunterricht. Derartige Lehrer sind überhaupt nicht in der Lage, mazedonischen, bosnischen oder gar aus dem Kosovo stammenden albanischen Kindern islamischen Religionsunterricht zu erteilen. Mithin hat herkömmlicher muttersprachlicher islamischer Unterricht stets auch eine ausgeprägte nationalstaatliche Komponente – für nicht Wenige liegen die Probleme darin, dass sie dieses kulturell-national Bedingte vom religiös-islamischen Element nur unzureichend differenzieren können, sowohl von innen her gesehen, als auch von außen. Hieraus ergibt sich, dass wir etwa in der „Kopftuchfrage“ (gemeint ist das Tragen von Kopftüchern in einem abendländisch geprägten Milieu) nie genau wissen, wovon wir reden: Einerseits hat es etwas mit persönlicher Gläubigkeit zu tun, möglicherweise mit familiärem Zwang aus einer archaischen Tradition, vielleicht ist es auch das Beharren auf einer traditionellen Abgrenzung, die ihren Ursprung in traditionellen ethnischen Verhältnissen in Südosteuropa

haben mag (Bosnien!), vielleicht richten – vor allem unter Menschen aus dem Herkunftsland Türkei – sich das Insistieren auf Kopftücher oder deren Bekämpfung auf den alevitisch-sunnitischen Dauerkonflikt?

Was haben letztlich Kurden, Türken, Kosovo-Albaner und Bosnier miteinander gemeinsam? Sie haben das gleiche Glaubensbekenntnis. Albaner und Bosnier, aber auch Türken und Kurden, haben keine gemeinsame Sprache, in der sie einander gegenseitig ihre Probleme – auch ihre religiösen – adäquat mitteilen können, wahrscheinlich empfinden sie auch kein gesteigertes Bedürfnis danach. Kurden aus der Türkei sprechen zwar in der Regel Türkisch, weil das ihre Zwangssprache ist. Es wäre denkbar, dass sich jemand türkischer Herkunft als in religiösen Dingen für Bosnier oder Albaner zuständig fühlen könnte – ein interessanter Fall, weil hier wiederum Kulturell-Historisches mit einer gegenwärtigen religiösen Intention kollidiert: Waren doch das Kosovo und Bosnien viele Jahrhunderte lang Bestandteile des Osmanischen Reiches! Daraus heutige aktive kulturelle Gemeinsamkeiten abzuleiten wäre ein Fehler. Die Kenntnis des Türkischen ist in den Balkanländern weithin verschwunden. Wir hätten also in dem oben angeführten hypothetischen Fall ein weiteres Mal die Koinzidenz zwischen Religiösem und National-Kulturellem.

Muslime aus arabischen Ländern sprechen zwar die gleiche Sprache, haben aber zwischen Marokko und dem Jemen höchst unterschiedliche Umgangsweisen mit ihrer Religiosität. Immerhin steht zu vermuten, dass unter den Trägern der öffentlichen Sprecher der muslimischen Religionsgemeinschaft in Österreich sich nicht wenige Personen mit arabischem ethnischen Hintergrund befinden – wir verstehen dadurch auch besser, warum gerade den Angehörigen dieser gesellschaftspolitischen Richtung der verstärkte Gebrauch des Deutschen als Sprache der religiösen islamischen Unterweisung besonders am Herzen liegt: Zum einen würde dadurch das Geschehen unter österreichischen Muslimen für die Mehrheitsgesellschaft besser verständlich werden – zum anderen ist das aber mittelfristig die einzige Möglichkeit, dass sich österreichische muslimische Funktionäre ihren ethnisch und sprachlich anders basierten Mitgläubigen gegenüber durchsetzen könnten. Und das wiederum wäre die Voraussetzung für die Entstehung einer einigermaßen homogenen österreichischen islamischen Gemeinde.

Im Jahr 1979 wurde in Iran in der Folge der „Islamischen Revolution“ die erste „Islamische Republik“ der Welt ins Leben gerufen. In westlichen Ländern – auch in Österreich – reißt seither der Diskurs über die nicht erfolgte „Trennung von Politik und Religion“ nicht ab. Bilder von demonstrierenden, auch von kollektiv sich geißelnden iranischen Gläubigen haben sich fest in unsere visuelle Erinnerung eingegraben. Allerdings sind sich nur wenige des Umstands bewusst, dass die sogenannte „schiitische“ Richtung des Islams – sie überwiegt in Iran und hat zum guten Teil die theologischen Begründungen für die Revolution bereit gestellt – sich organisatorisch und theologisch von den ansonsten hier in Österreich dominanten sunnitischen Sprechern

des Islams nicht vertreten sieht, auch wenn das von deren Vertretern anders interpretiert werden sollte. Das bringt mit sich, dass im „inner-österreichischen“ islamischen Diskurs die iranische Stimme kaum vernehmbar ist.

Wir stoßen auf ein weiteres, besonders kniffliges Problem: Begriffe wie „islamisch“, „Islamische Welt“, „Muslime“ etc. verweisen auf nicht eindeutig voneinander abgegrenzte Sachverhalte. Zum einen kann damit direkt auf Religiöses verwiesen werden. Der Begriff „Islamische Welt“ bezöge sich dann gewissermaßen auf ein internationales Netzwerk religiös Engagierter, wie etwa auch analoge Begriffe wie „Christliche Welt“ oder „die Welt der Orthodoxie“ etc. „Islamisch“ kann aber auch explizit auf kulturelle bzw. kulturhistorische Sachverhalte bezogen werden. Die „Islamische Welt“ wäre dann das Verbreitungsgebiet von vielfältigen Kulturen, die im Laufe ihrer Entwicklung unter anderem auch durch die Präsenz, ja sogar die Dominanz der islamischen Religion geprägt worden waren. Sie stünde dann am ehesten dem säkularen Kontinentalbegriff „Europa“ gegenüber, unter anderem auch geprägt von etwas, was in der Forschung als „Islamische Kunst“ bezeichnet wird, nichtsdestoweniger auf keinen Fall als Pendant zu einem Begriff „Christliche Kunst“ zu verstehen wäre, sondern als Analogbegriff zu „Europäische Kunst“. In diesem Sinne sind selbstverständlich auch Literaturwerke als kulturell „islamisch“ zuzuordnen, die bar jeglichen religiös-islamischen Inhalts sind, etwa erotischer oder sogar blasphemischer Natur! Das ist ein bedauerlicher Mangel in unserem Sprachgebrauch, dem aber im Moment nicht abzuhelpen ist. Korrekterweise sollte also immer erst definiert werden, in welchem Kontext die von „Islam“ abgeleiteten Begriffe verwendet werden.

„Ja wenn das so ist, woran soll man sich denn dann eigentlich halten?!“ Das ist ein oft gehörter Stoßseufzer aus „gelernt“ österreichischem Munde. Die angemessene Antwort wäre: „Lieber an gar nichts als an Dinge, von denen Du zu wenig verstehst!“ Was ist damit gemeint? Nehmen wir ein Beispiel: die in den letzten Wochen in den Medien heftig diskutierten sogenannten „Ehrenmorde“, von vielen als eine der düstersten Eigenschaften des Islams angesehen, die sich durch die völlige Abwesenheit von Aufklärung bis heute erhalten haben. Letzterer Satzteil mag schon stimmen, mit Islam hat das aber ursächlich überhaupt nichts zu tun. Vielmehr handelt es sich um grausame, archaische Bräuche, die im südlichen Mittelmeerraum verbreitet waren und zum Teil – auch in nicht islamischen Ländern – noch sind. Weil derartige alte Traditionen noch dazu eng mit Fragen des Moralischen und Ethischen verbunden sind, werden diese von deren Praktizierenden oft selbst subjektiv in Zusammenhang mit dem Islam gebracht. Ähnliches gilt für die Verstümmelung von afrikanischen Frauen. Aus unserer eigenen kulturellen Erfahrung sehen wir hier vor allem einmal die Abwesenheit von Aufklärung und bringen diese Abwesenheit mit der Präsenz des Religiösen in Zusammenhang.

Vom Kopftuch auf Turbane schließend, wurde vor circa zwei Jahren zwei aus Indien stammenden Angehörigen der Glaubensgemeinschaft der Sikhs

– einer eindeutig sich vom Islam distanzierenden Religion aus Indien – das Tragen von deren für alle Männer rituell vorgeschriebenen Kopfbedeckungen in ihrem Beruf als Wiener Straßenbahnfahrer medial nahezu hysterisch zum Vorwurf gemacht. Es sei daran erinnert, dass im britischen Kolonialreich Sikhs weltweit oft als Polizeikräfte eingesetzt wurden, niemals ihre Turbane abzulegen hatten und oft sogar schwarze Turbane, Zeichen der Ablehnung der Kolonialherrschaft, tragen durften. *Nota bene*, viele Sikhs tragen auch heute noch als Kolporteurs eben jenes Massenblattes, dessen Leser sich über die beturbanten Tramwaylenker so lustvoll aufregen konnten, allabendlich ihre Sikh-Turbane!

Was sagt uns das Sikh-Beispiel? Dass bei uns zur Zeit die Aufregung über „den Islam“ an und für sich genügt, um rot zu sehen, wenn wo ein Turban auftaucht, auch wenn dieser überhaupt nichts mit Islam oder Muslimen zu tun haben sollte!

Es ist hinlänglich bekannt, dass in der Islamischen Republik Iran die Verhüllung des weiblichen Haupthaars seit Anfang der achtziger Jahre gesetzlich geboten ist. In Österreich lebende Iranerinnen fallen nichts desto weniger in der Öffentlichkeit als solche kaum auf. Etwa die Hälfte der in Wien lebenden iranischen Menschen sollen im Rahmen einer einschlägigen Erhebung auf die Frage nach ihrer Religionszugehörigkeit keine Angaben gemacht haben. Sie haben verständlicherweise keine Lust dazu, sich durch Angaben zu ihrer Religionszugehörigkeit in etwas zu verstricken, was aus ihrer Sicht ausschließlich politisch determiniert ist. Vor diesem Hintergrund kam es während der hier zu dokumentierenden Konferenz zu immer wieder aufflackernden Debatten darüber, warum überhaupt Menschen als „Muslime“ bezeichnet, erfasst und definiert werden sollen. Das ist in vieler Hinsicht ein sehr ernst zu nehmender Einwand. Wie vorhin skizziert worden ist, kann aus der Zuweisung des Etiketts „Muslima“ (für Frauen) oder „Muslim“ kaum Sinnvolles und alle „muslimischen Identitäten“ Übergreifendes abgeleitet werden. Über einige Banalitäten hinaus (Alkoholverbot, Schweinefleischverbot, Kopftuchgebot), deren Einhaltung oder Ignorierung wiederum gesondert individuell nachzufragen und dann noch einmal kulturell zu interpretieren wäre, ist einem solchen Stempel über die bei uns lebenden Menschen dieser Kategorie nichts Substantielles zu entnehmen.

Das gilt insbesondere angesichts der wenige Tage nach dem Abschluss der Konferenz durch das österreichische Innenministerium vorab veröffentlichten, angeblichen Ergebnisse einer in Auftrag gegebenen Studie, wonach ca. 45 Prozent der in Österreich lebenden Muslime „integrationsunwillig“ seien, was gemäß einer Radiomeldung von der zuständigen Ministerin als „tickende Zeitbombe“ bezeichnet wurde. Auf die derlei innewohnende, akut vorurteilsverdächtige Diskriminierung einer völkerübergreifenden Religionsgemeinschaft will ich hier gar nicht näher eingehen, dazu müsste erst einmal der Wortlaut der Studie wahrzunehmen sein. Inzwischen ist durchgesickert, dass für die Studie circa 500 türkische und bosnisch-herzegowinische

„Muslime“ nach einer Reihe nicht direkt gestellter Themen befragt worden seien. Ungeachtet der möglicherweise gemäß den zur Zeit anerkannten Methoden der Migrationsforschung korrekt durchgeführten Befragungen bleibt noch ein Zweifel übrig: Ist die Entscheidung über die Auswahl der zu Befragenden nicht letztlich auch nach der Sprachzugehörigkeit gefallen? Sprachmittler für Türkisch und vor allem für die Sprache, die früher Serbokroatisch hieß, stehen einer Einrichtung wie dem Innenministerium in ausreichender Zahl zur Verfügung – aber wie ist das mit Albanischsprechern? Es könnte allzu leicht möglich sein, dass die für Österreich den Türkischstämmigen gleich wichtige Gruppe der Kosovaren gar nicht in diese Befragung einbezogen worden war, weil zu wenig Sprachmittler mit Albanischkenntnissen zur Verfügung standen! Selbst wenn diese Banalität offiziell nicht zugegeben werden sollte, ist sie doch ziemlich wahrscheinlich. Solange die einschlägige Studie nicht veröffentlicht wird, kann eben nur spekuliert werden.

Die dadurch entgangenen Erkenntnisse können aber leicht mit einem Vorurteil überbrückt werden: Muslim ist Muslim, und Exjugoslawe ist Exjugoslawe, warum sollten wir uns da mit einer von vielen als skurril angesehenen Sprache herumschlagen!

Da gibt es aber noch ein Problem: Ist eigentlich schon irgend jemand auf die Idee gekommen, die in Wien lebenden JapanerInnen auf ihre Integrationswilligkeit hin zu testen? Oder etwa die Kanadier, US- oder LateinamerikanerInnen? Vielen von ihnen graut es vermutlich (zu meinem persönlichen Leidwesen) vor der hiesigen Standardküche, machen sich insgeheim hämisch über die hierzulande beheimatete Medienlandschaft und -kultur lustig und erzählen einander vielleicht allerlei Sarkastisches über die österreichische Mehrheitsgesellschaft, wenn sie in ihrem eigenen, vorzugsweise muttersprachlichen Freundeskreis sitzen. Wahrscheinlich sind sie noch nie auf die Idee gekommen, „Land der Berge“ mit Inbrunst intonieren zu sollen! Katholiken gibt es unter den genannten „Nicht-Lateinamerikanern“ auch nicht viel mehr als es muslimische Österreicher gibt! Da täten sich ja förmlich Abgründe der Integrationsunwilligkeit auf!

In dem vorliegenden Fall ist zu befürchten, dass die Aussage über unintegrierbare Muslime in Österreich nicht nur hoch vorurteilsverdächtig ist, sondern vielleicht auch Teil einer zynischen Strategie sein mag: Nach erfolgreicher, inzwischen weit verbreiteter Muslimen-Verallgemeinerung wird ihre mangelhafte Integrierbarkeit nunmehr prozentual ausgedrückt! Mithin lassen sich fortan Maßnahmen zur Reduktion des Muslimenanteils unserer Bevölkerung ersinnen, mit denen ja im Extremfall rein rechnerisch bei zwei erfassten Personen statistisch wenigstens immerhin ein Treffer zu erzielen wäre! Immerhin hieß es ja schon, die differenzierte Auswertungsweise der Fragenbeantwortung habe schon auf Aussagen reagiert, wonach Befragte zwar die Londoner Terroranschläge verurteilt, aber für deren Motive Verständnis geäußert hätten. Es wäre interessant zu erfahren, ob analoge Antworten bezüglich der tschetschenischen Anschläge in Moskau gleich be-

urteilt worden wären oder nicht – aber Tschetschenen dürften ja nicht im Sample gewesen sein.

Hier ist also die Sache mit der Vorurteilsbekämpfung unversehens sehr ernst geworden: In Deutschland haben in den letzten Jahren diverse öffentliche Dienste vielerlei Experten für Sprachen, Kultur und Gesellschaft Vorderasiens eingestellt, um als Erstes wenigstens auf dem Gebiet der interkulturellen Information gegenüber dem herkömmlichen Kenntnismangel ein Zeichen zu setzen. Ich wage zu unterstellen, dass hier in Österreich Nachholbedarf zu indizieren ist. Dürfte ich mir das Vorurteil erlauben, dass man in Österreich, dem Land des Tratsches und des Plauderns, in dem nach Eigenaussage so vieles „anders“ ist, in der Recherche sich lieber von bewährten Gewährsleuten erzählen lässt, wie es bei „Muslimens“ so zugeht, als wirklich selbst zu recherchieren? Selbst zu recherchieren – das heißt: mehrere Regionalsprachen lesen, reden, hören und verstehen; wissen, was ein „Imam“ alles sein kann, was ein „Dede“ oder ein „Hojjatoleslam“ ist, was ein „Scheich“ wirklich ist, sich darüber informiert haben, was in Mittelasien ein „Eschon“ oder eine „Otin“ ist, wie in diversen Ländern in den letzten hundert Jahren Nationalgeschichten geschnitzt worden sind und schließlich auch den Unterschied zwischen einem „Murid“ und einem „Pir“ oder „Murschid“ kennen. Dann muss man auch wissen, was Begriffe wie „Kalam“ (spekulative Theologie), „Fiqh“ (islamische Rechtsgelehrsamkeit) oder „Tasawwuf“ (islamische Mystik) bedeuten, und damit etwas anfangen können. Übrigens: Vieles davon kann man etwa an der Universität Wien lernen, und es möchte mich schon interessieren, wie viele Leute, die so einschlägig ausgebildet sind, an den Recherchen über das muslimische Integrationspotenzial wohl mitgewirkt haben? Oder reicht auch hier das Vorurteil, beziehungsweise – was das Gleiche ist – „der gute Riecher“?

Ein wichtiges, wahrscheinlich sogar ein Schlüsselthema in den Diskussionsrunden der Konferenz des Ustinov-Instituts betraf das Phänomen der „Säkularität“. Im Zusammenhang mit diesem Begriff ist am ehesten deutlich geworden, welche kritischen Fragen aus den „europäischen Mehrheitsgesellschaften“ an Muslime gerichtet werden sollten. Solange die Diskussion über den Islam nur auf der Basis des qualifizierenden Vergleichs von Religionen erfolgt, werden die Ergebnisse derartiger Debatten die Ebene der Vorurteile kaum verlassen. Nun ist es aber das Phänomen der Aufklärung, das in Europa dem Moment des Religiösen das Säkulare entgegen gesetzt hat – und letztlich haben sich auch die meisten Formen europäischer Religiosität mit den Konzepten der Aufklärung, nicht selten positiv, abgefunden. In historischer Perspektive dauerte dieser Prozess in Europa einige Jahrhunderte. Er ermöglichte in Europa überhaupt erst Konzepte von gegenseitiger Duldung von jeweils anderen Religionen, die ja ansonsten als Ketzerei galten und entsprechend sanktioniert wurden. Da die traditionelle islamische Theologie die Entstehung des Islams als einen gewissermaßen evolutionären Offenbarungsprozess sieht, gibt es aus dogmatischer Sicht im Islam weniger Distanz

gegenüber dem Christentum und dem Judentum, als das im vormodernen christlichen Abendland in Bezug auf Nichtchristliches der Fall gewesen war. Wäre Lessing nicht säkular gewesen, hätte er die Ringparabel von der Gleichwertigkeit der abrahamitischen Religionen nicht ersinnen können!

Der Import des Säkularismus war sicherlich ein Aspekt der zunehmenden europäischen Beeinflussung in den vom Islam geprägten Ländern und Erdteilen. Nicht alle islamischen Theologen haben sich seiner Herausforderung in gleicher Weise gestellt, wie es ein guter Teil ihrer Kollegen in den christlichen Konfessionen getan hat. Der „Abfall vom Islam“, also aus ihm auszuschneiden oder die Konfession zu wechseln, ist aus der Sicht islamischer Theologie sicherlich ein ernstes Problem, und es wäre aus europäischer Sicht sehr wohl angemessen, auf die Intensivierung entsprechender innerislamischer theologischer Debatten in unseren Breiten zu insistieren. Nicht zuletzt aus diesem Grund sollte der „Dialog der Kulturen“ das inhaltliche Niveau eines „Dialogs der Religionen“ überschreiten. Die Diskussion „Islam und Christentum“ muss grundsätzlich anders geführt werden als die Debatte „Islam und Europa“. Vor allem ist dabei zu verstehen, dass in letzterem Fall der Begriff „Islam“ sehr ungenau wird: Es geht hier nicht – wie im Falle des Vergleichs mit dem Christentum – um die Gegenüberstellung zweier religiöser Systeme, sondern darum, was eine aufgeklärte Gesellschaft in Europa im Laufe der Jahrhunderte auf dem Christentum fußend oder auch an ihm vorbei an übergreifenden säkularen Werten geschaffen und für sich verbindlich gemacht hat. Die Einschätzung und – unter entsprechenden politischen Voraussetzungen – gesellschaftliche Behandlung von säkularisierten Menschen bis hin zu Agnostikern, ja auch Atheisten, kann aus europäischer Sicht nicht auf der Ebene „was sagen die jeweiligen Theologen dazu?“ diskutiert werden. Die maßgeblichen Theologen christlicher Konfessionen haben heutzutage überwiegend darauf verzichtet, den europäischen säkularen Menschen als Bestandteil ihrer rechtlichen Zuständigkeit zu betrachten. Analog dazu steht die Frage, wie sich islamische Theologen unterschiedlicher Provenienz zu dem Problem der Möglichkeit eines „gottlosen Menschen“ mit kulturellem islamischem Hintergrund und seiner Duldung, ja auch Akzeptanz stellen. Diese Frage kann nicht dogmatisch diskutiert werden. Jeweilige Standpunkte hiezu werden auf allen Seiten immer wieder relativierbar sein, ja, sein müssen. Diese Diskussion ist sicherlich eine Herausforderung für nicht wenige Muslime, auch solche, die hier leben und vielleicht sogar in jeder Hinsicht „integrationswillig“ sind. Sie wird auch immer noch eine mitunter schmerzliche Herausforderung für nicht wenige Christen in Europa sein. Zu umgehen ist sie nicht.

Zu meinen, dass es im Islam derlei nicht gebe, ist falsch. Die diesbezüglichen Diskussionen sind auch innerhalb theologischer Kreise längst nicht mehr aufzuhalten. „Hermeneutik“ ist für viele jüngere islamische Theologen fast schon so etwas wie ein kleines, faszinierendes Zauberwort. Längst wurde Kant rezipiert, mit der Welle der Postmoderne sind Heidegger und zur Zeit

insbesondere Gadamer in weit verbreitete Debatten islamischer Theologen eingedrungen. Anfang der siebziger Jahre hatte der damals junge iranische Philosoph (er war kein Theologe!) Ali Shari'ati historisch erfolgreich versucht, wesentliche Theoreme des Marxismus in einer islamisch argumentierten Soziallehre zusammen zu fassen. Immerhin hat er damit gemeinsam mit der Staatslehre Ruhollah Khomeinis die programmatischen Grundlagen für die Islamische Revolution in Iran geschaffen. Mithin bringt uns hier die Frage nach dem Politischen im Islam durchaus in die Nähe von Positionen, die wir wiederum auch in der katholischen Kirche antreffen konnten – sie rankten sich allesamt um den Begriff der „Theologie der Befreiung“.

Es mag nicht überraschen, dass gerade unorthodoxe Interpretationen und neue Wege in der islamischen Theologie, die sich allesamt neben anderen Fragen der „Modernität“ immer wieder auch auf das Phänomen der weltweiten Unterdrückung und Benachteiligung der Muslime beziehen, sich auch mit dem Problem des Individuums im revolutionären Kampf gegen weltweite Ungerechtigkeit und der Möglichkeit seiner Aufopferung auseinandersetzen. Derartige Gewaltbereitschaft nicht ernst zu nehmen, wäre sicherlich töricht. Ein dümmliches Vorurteil wäre es allerdings, darin ein Manko an Modernität und Aufklärung erkennen und einen „Rückfall ins Mittelalter“ diagnostizieren zu wollen. Alle diese Überlegungen stehen näher bei Danton, Lenin, Mao und Castro, als wir prima vista glauben. Sie sind heutzutage mit unseren modernen, als weltweit durchzusetzenden Werten nur teilweise kompatibel, zum Teil widersprechen sie ihnen. Wie auch immer: Es handelt sich ganz bestimmt nicht um unreflektierte Überbleibsel aus einem vorkritischen, vormodernen und obskuren Zeitalter. Vielmehr gehören sie unserer Zeit an. Und gerade im Westen sollte die Frage nach den hier immer wieder vorgetragenen weltweiten Ungerechtigkeiten, denen sich aus der Sicht solcher Lehren insbesondere die muslimischen Völker unseres Erdkreises ausgeliefert sehen, nicht unterbewertet werden – gerade auch aus der Sicht grundsätzlicher und unverzichtbarer westlicher Werte.